

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 30 (1936)
Heft: 8

Rubrik: Aus der Welt der Gehörlosen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

hervor, wie ihn Graf Strapinski eben trug. Geschickt nähte er Troddeln und Schnüre darauf und bügelte ihn aus, mit nassen Fingern das scheinbar heiße Eisen prüfend. Dann zog er seinen fadenscheinigen Rock aus und das Brachtskleid an, nahm ein Spiegelschen und kämmte sich. So wurde er zu einem leibhaftigen Ebenbild des Grafen.

Fest wickelte der Mann seine Siebensachen in den alten Mantel und warf das Paß weit über die Köpfe der Anwesenden hinweg in die Tiefe des Saales. Hierauf ging er im Tanzschritt im Kreise umher. Sie und da verbeugte er sich vor den Anwesenden. Als er aber vor dem Brautpaar anlangte, stand er plötzlich still. Er faßte den Polen fest ins Auge und schien ungeheuer überrascht zu sein. Die Musik schwieg und es entstand eine fürchterliche Stille.

„Ei, ei, ei, ei“, rief er mit lauter Stimme und streckte den Arm gegen den Unglücklichen aus. „Sieh da, den Bruder Schlesier, den Wasserpolaken! Der mir aus der Arbeit gelaufen ist. Nun, es freut mich, daß es Ihnen so lustig geht und Sie hier so fröhliche Fastnacht halten. Stehen Sie in Arbeit in Goldach?“ Er gab dem bleichen Grafensohn die Hand und fuhr weiter: „Kommet, Freunde, seht hier unsern sanften Schneidergesellen, der so schön aussieht.“

Nun kamen die Seldwylser Leute herbei, drängten sich um Strapinski und seinen ehemaligen Meister. Sie schüttelten ersterem treuherzig die Hand, so daß er auf seinem Stuhl schwankte und zitterte. Die Musik fiel wieder ein. Die Seldwylser aber ordneten sich zum Abzug und verließen unter Lachen den Saal. Die Goldacher aber waren nicht übel verduzt, liefen aufgereggt durcheinander, so daß ein großer Tumult entstand. Nach und nach leerte sich der Saal. Nur noch wenige Leute standen den Wänden entlang und flüsternten verlegen miteinander. Einige junge Damen wußten nicht recht, ob sie Nettekchen trösten sollten oder nicht.

Das Paar aber saß unbeweglich auf seinen Stühlen gleich einem steinernen aegyptischen Königspaar. Nettekchen, weiß wie Marmor, wendete das Gesicht langsam nach ihrem Bräutigam und sah ihn seltsam von der Seite an.

Da stand er langsam auf und ging mit schweren Schritten hinweg, die Augen voll Tränen und den Blick auf den Boden gerichtet.

Er ging durch die Goldacher und Seldwylser hindurch wie ein Toter. Diese wichen ihm still aus, ohne zu lachen oder ihm harte Worte nachzurufen. Nach Goldach zurückkehren wollte er nicht. Halb unbewußt wanderte er auf der Straße nach Seldwyla, auf welcher er vor einiger Zeit hergewandert war. Mütze, Handschuhe und Mantel waren im Gasthaus zurückgeblieben. So zog Strapinski barhäuptig und frierend auf der Straße dahin. Bald war er im Dunkel des Waldes verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Welt der Gehörlosen

Was Gehörlose erzählen.

(Fortsetzung.)

Was nützen mir die erworbenen Kenntnisse in den beiden Handelsfächern, was nützte mir das Prädikat „sehr gut“, das mir beim Examen ausgestellt wurde, wenn niemand mir in diesem schweren Beruf zur Seite stand? Zum Glück fand ich in der Kollegin eine edle Seele, die mich treumeinend einführte in die mir zugewiesenen Arbeiten, und dank ihrem Beistand konnte ich mich einarbeiten und meine Stellung behaupten. Wir arbeiteten einige Jahre miteinander in guter Freundschaft. Aber auch dem Wohlwollen des Brotherrn habe ich viel zu verdanken. Er behandelte mich gut. Ich suchte die Nachteile meiner Taubheit durch Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit auszugleichen; ich gab mir alle Mühe, seine Zufriedenheit durch treue Arbeit zu erwerben. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, ich habe sein volles Vertrauen genossen. Er schenkte mir bis vier Wochen bezahlte Ferien.

Aber es kam die Zeit, die mir nicht gefiel. Diese Kollegin trat aus und eine neue trat an ihre Stelle und einige weitere, die mir fremd gegenüber standen. Wie lernte ich die Freundschaft der Ausgetretenen schätzen, die sich taktvoll gegen mich benahm, die mich schützte gegen die Angriffe ungebildeter oder boshafter Angestellter.

Es wurde mir oft recht schwer, in der Abwesenheit meines Prinzipals weiter zu arbeiten; denn die meisten Kollegen und Kolleginnen hörten auf zu arbeiten, sobald der Chef fort war. Sie lasen in der Zeitung oder schrieben Privatbriefe oder machten heimlich Kaffee

für sich oder vergeudeteten die Zeit mit Schwagen und Lachen. Darüber wurde ich mißmutig und dachte wie dumm ich doch sei, daß ich so fleißig arbeitete, weil der Chef es ja nicht sieht. Wie klug dagegen die anderen seien, die Gelegenheit zu ihrem Vorteil zu benützen. Wenn die Kage fort ist, so tanzen die Mäuse. Ja, die Kinder der Welt sind klüger als die des Lichtes, dachte ich ärgerlich. Ei, so klug wollte ich auch sein und ahmte den treulosen Kolleginnen eine Zeitlang nach. Aber ach, das Gewissen warf mir Untreue vor! Ich versuchte es zu beschwichtigen, indem ich dachte: die Vollsinnigen machen es auch so. Soll ich brav sein, so sollen es die Hörnden zuerst sein. Aber mein Gewissen beruhigte sich dabei nicht. Zudem mißlang mir die Arbeit, was mir Verdruß machte und meine Arbeitsfreudigkeit lähmte. Da kam mir zum Bewußtsein: das ist die Folge meines Reichsinnes und ich erinnerte mich an den Spruch: Wer im Geringsten treu ist, der ist auch . . . und wer im Geringsten unrecht ist, der ist auch . . . Ich nahm mir vor, mich zu bessern. Der Chef war wieder ausgegangen. Die Kolleginnen flogen aus. Ich blieb allein am Pult und schrieb weiter, ach nicht ohne Widerwillen. Es entstand ein innerer Kampf zwischen Treue und Untreue. Die Stimme der Vernunft wurde laut: Wie dumm, daß du arbeitest, der Chef ist fort und weiß nichts von deinem Fleiß. Daneben redete die Stimme des Gewissens: Nein, Gott sieht dich, laß dir dünken, daß du dem Herrn dienst und nicht den Menschen. Wie genau nimmt es Gott mit seinem Gebot! Ich raffte mich zusammen und hörte auf die bessere Stimme. Die Kolleginnen schauten mich verstoßen an. Ach wie weh tat dem alten Menschen in mir die Selbstverleugnung, besonders im Anfang! Sie erforderte Übung und die Wege des Gehorsams sind oft recht einsam! Aber trotzdem wurde mir die Erfahrung zuteil, daß Gehorsam gegen Gottes Wort Ruhe des Gewissens verschafft und die Arbeit gelingen läßt. Oft erlebte ich nebenbei, daß der Prinzipal unerwartet schnell zurückkehrte und mich allein an der Arbeit fand . . . Ich erlebte Schweres und auch Freudiges im Bureaulieben mehrere Jahre hindurch. Kann das alles doch nicht zwecklos sein! Ich haderte manchmal mit dem Schicksal. Soll mein Leben trotz dem Gebrechen einen Inhalt haben, so muß es einem höheren Zweck dienen. Wohlan denn: deinen dornigen Berufsweg, deinen Leidensweg, du willst sie alle

Ihm befehlen in der Gewißheit, daß es Heilswege sind. Solche und ähnliche Selbstgespräche führte ich auf dem Heimweg. Wie oft tobte es in meiner Seele wie auf brausendem Meer. Ueber den stürmischen Vorgang in mir zu berichten, bin ich nicht in der Lage. „Das Menschenherz ist ein Meer; in seiner Tiefe gehen Wandlungen vor, von denen die Oberfläche nichts weiß.“

Zu Hause an einem Sonntag Vormittag versank ich in Grübeleien. Mit Ach und Weh schloß ich die vergangene Woche, da ich unter dem Neid und der Rachsucht der Kolleginnen gelitten hatte. Bange schaute ich in die kommende Woche. Was wird sie mir noch bringen? Ich fragte mich, warum ich gerade mit diesen charakterlosen Kolleginnen zusammen arbeiten sollte; ich mußte beständig auf der Hut sein, um mich gegen ihre listigen Anschläge zu wehren. Warum ich so allein meine Stellung behaupten mußte? Der Chef hatte mich oft in Schutz genommen, jedoch lernte ich aufschauen zu dem Höheren. Da fuhr der Milchmann vor. Ich eilte und holte die Milch. Freundlich händigte er mir ein Blättli zum Lesen aus. Dankend nahm ich es an und las. „Einige menschliche Warum und göttliche Antworten“ in fettem Druck fiel mir in die Augen. Ganz zur rechten Zeit fand ich darin die Antworten, die auf meine Warum paßten! Da stand nämlich gedruckt: „Warum bin ich in diese Umgebung hinein gestellt?“

„Damit du Geduld lernest und dich kennen lernest und sorgfältig zu wandern lernest.“

„Warum muß ich so allein durchs Leben?“

„Warum bin ich nicht (begabter) gehörlos?“

„Damit du von Mir abhängig seiest und lernest zu mir schreien.“ „Warum, o Herr, die vielen Widerwärtigkeiten?“

„Weil Ich es für gut finde, mein Kind!“

Betroffen legte ich das Blättli beiseite; meine innere Unruhe legte sich alsbald und ich dachte über alles das nach. Ich gestand mir selbst: Er, der höchste Herr, will dich und deinen Charakter läutern wie ein Schmelzer das Gold im glühenden Ofen von den Schlacken reinigt.

